

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Die arme Prinzessin.

Roman von Fedor von Sobeltik.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Annemarie saß neben Otto. Sie unterhielt sich gut, obwohl der etwas skeptische junge Gelehrte häufig ihren Widerspruch reizte. Bei einer gelegentlichen Gesprächswendung ergab sich, daß Otto nie einem Korps angehört hatte. Sie wunderte sich darüber, er zuckte mit den Schultern und sagte nur: „Ich bin ein Gegner des Korpswesens, Durchlaucht.“ Er hatte zuweilen arg demokratische Ansichten, so fand Annemarie. Aber das tat ihr nicht weh; sie parierte mit Geschick, wo es anging, und amüsierte sich damit, ihn ein wenig zu necken, was er sich willig gefallen ließ.

Auch Grete und Artern standen noch auf dem fröhlichen Kriegsfuße von einst. Sie scherzten wie ein paar Kinder miteinander und ergötzen sich an allerhand kleinen Abenteuern. Von dieser Tischseite herüber ertönte unausgesetzt ein heiteres Lachen und Lachen. Sie schnitt ein Gesicht in die Schale einer Apfelsine, das sollte Fürbringer sein; er so mit ein Männchen aus seiner Serviette; sie zerschneidete einen Haiselknäueln und fabrizierte ein Mäuslein daraus, er knetete aus Brot ein Abbild des Schwanzschlittens. Dann aßen sie ein Bielliechen miteinander. Es sollte etwas Ungewöhnliches sein. Artern schlug vor, man sollte sich du und mit dem Vornamen nennen; wer Sie sage, habe verloren. Grete dünkte dies Spiel zu vertraulich; aber gerade das reizte sie. „Schön,“ sagte sie, „nur darf es keiner merken. Man denkt sonst Dummes. Ich will probieren, ob ich es kann. Gideon, du hast eine rote Nase, du trinkst zu viel.“

„Grete,“ antwortete er, „du hast einen roten Mund, so wie reife Erdbeeren. Reife Erdbeeren esse ich gern.“ Nun erichraf sie; das ging so nicht, die Männer werden allzu leicht stürmisch.

„Herr Graf,“ entgegnete sie, „ich meine, Sie sind ungezogen.“ Sie verlor das Bielliechen mit Absicht. Sie wollte ihm ein paar Morgenschuhe stiften, grasgrün mit violetten Streifen und knallroten Punkten; so etwas haßte er, da konnte er sich ärgern.

Beim Kaffee fanden sich Graf Harro Herrfurth und Belten allein vor dem Kamin des Jagdzimmers zusammen. Sie streckten sich in die großen ledernen Sessel, rauchten ihre Zigarren und sprachen über dies und das. Graf Harro fand es klug von Jost, daß er seiner Neigung gefolgt und nicht gleich ihm in den diplomatischen Dienst getreten war.

„Der Vaie hält ihn gewöhnlich für interessanter, als er tatsächlich ist,“ sagte der Graf. „Jedenfalls muß man eine besondere Veranlagung dafür haben, Sinn für die Intrige, für das Erlauschen von allerhand Klatsch, für kleine Mittel und krumme Wege. Die ehelichen Mäcker kommen nur selten zum Ziel. Herr von Belten, zum Politiker muß man

geboren sein; man muß einen sehr breiten Buckel haben und ein flexibles Rückgrat; man muß sich daran gewöhnen, nicht immer geradeaus gehen zu wollen, auch von der Hintertreppe ist allerhand aufzulefen. Es kann nicht jeder. Es gibt große Geister, für die das ränkevolle Nebenbei Kinderspiel ist; andere zermürbelt es. Ich habe in Athen einmal einen Papiertorb ausleeren müssen, um den Fäden eines Schriftstücks nachzuspüren, und mußte mich in Konstantinopel mit dem Obergewand einer intriganten Prinzessin anfreunden, um hinter die Schliche seiner Gebieterin zu kommen. Manchem mag so etwas Spaß machen; mir fehlt das rechte Geschick für die diplomatische Seitentänzerkunst.“

„Warum wehrten Sie sich nicht gegen den Beruf?“ fragte Belten.

„Lieber Herr von Belten, es läßt sich so schwer gegen das Liebliche ankämpfen. Mein Bruder hat das Fideikommiß zu verwalten, da blieb mir nur die Wahl zwischen Offizier oder Diplomat. Das alte Vorurteil gegen andere Berufszweige, gegen die sogenannten bürgerlichen, beherrscht doch noch immer unsern Adel. Ich glaube, sogar mein eigener guter Vater würde, obwohl er erblich aufgefällter denkt als die Magnaten ringsum — ja, ich glaube, er würde etwas verwunderte Augen gemacht haben, hätte ich ihm gesagt, es läste mich, Kaufmann zu werden. Man schimpft so viel auf die Engländer — das ist Empfindungsache, es gibt manches da drüben, was auch mir nicht sonderlich sympathisch ist; aber das eine steht fest, törichte Vorurteile kennen sie nicht. Törichte, sage ich. Mein Gott, müssen wir nicht alle erwerben? Ist nicht auch mein Sekretärsgehalt, so lärglich es ist, ein Erwerb? Tut es meinem Adel Abbruch, wenn ich auch einmal mit andrem Handel zu treiben suche, als mit Pferden, dem Vieh meiner Ställe und dem Getreide auf meinen Feldern?“

„Gewiß nicht,“ entgegnete Belten, „aber...“ er unterbrach sich, um lächelnd fortzufahren: „Ich entfinne mich, wir fanden neulich unter den Büchern der Mengelsdorffschen Bibliothek einen selten gewordenen Abdruck von Nothes „Ritterspiegel“. Ein Thüringer Chronist, Johannes Nothe aus Kreuzburg, verfaßte das kleine Opusculum um 1400; er schildert in poetischer Form Brauch und Recht des Rittertums; er sagt manches Gute und manches, das sich anhört, als habe es Meist-Rehew oder Herr von Below gestern und vorgestern gesprochen. Der alte Nothe erörtert da auch, an welchen Einnahmen sich ein Rittermann begnügen soll. Bringt ihm sein Erbe zu wenig, so darf er Pferdehandel betreiben, um seine Viehzucht sorgen, darf seine Ernte einbringen helfen und seine Büchsen gießen. Er darf sich keines Handwerks annehmen, wenigstens nicht selber; wohl aber ist ihm erlaubt, sich einem andern zuzugesellen, der Handel treibt und aus fremdem Lande Güter bringt; in diesen Gütern kann er seinen Anteil am Geschäft nehmen, unbeschadet seiner ritterlichen Ehre. Es sind fünfhundert Jahre her, als der „Ritterspiegel“ diese Grundsätze aufstellte; haben sie sich in dem halben Jahrtausend geändert?“

„Nein,“ sagte Graf Harro, „Sie sind so ziemlich dieselben geblieben. Immer noch ist der Edelmann, will er nicht aus der Klasse fallen, auf den Erwerb aus seiner Scholle angewiesen; den Pferdeschacher und die Ferkelzucht verärbelt ihm heute kein ritterlicher Genosse, wie es damals war. Aber der landlose Adel hat sich ausgebreitet. Nicht jeden kann der Staat erhalten, nicht jeder eignet sich zum Offizier und Beamten. Es ist, als habe Ihr alter Nothe so etwas vorgeahnt; er läßt dem Adel ein Hinterrücken zum Kaufmannsstande offen. Ein Hinterrücken nur und nur eine Spalte breit: schon der Adel des fünfzehnten Jahrhunderts „darf“ sich an den Geschäften Bürgerlicher beteiligen. Vergessen wir nicht, daß der Großhändler damaliger Zeit oben und unten, beim Adel wie im Volke, wenig beliebt und angesehen war. Noch war das Mißtrauen wach, das die Germanen den schlauen Römern entgegenbrachten, die fremde Silbermünzen gegen die Produkte des Landes umtauschten; das ganze Lehnsweisen des Mittelalters beförderte die Zurücksetzung des Handels, der Kaufmann, der seinen Adelsbrief mit schwerem Gelde bezahlte, wurde verachtet, war nicht Fisch nicht Vogel, kein ehrlicher Rittersmann und kein Bürger mehr. Aber schon nach dem dreißigjährigen Kriege begann für den Adel ein wichtiger Uebergang: gewiß, an den Grundzügen ihres „Ritterspiegels“ hielt man noch fest, immerhin fanden sich auch schon Stimmen, die das Mittelalter vergessen wollten. Lesen Sie einmal Hohbergs „Adliges Landleben“ und Voens „Buch vom Adel“; da werden ernsthaft Fragen wie über die Eheschließung armer Edelleute mit reichen Bürgermädchen erörtert; Voens empfiehlt sie wohlmeinend, erwähnt auch die Handelsgeschäfte — sie gäben zwar einen kleinen „Makel“, doch es sei töricht, viel darauf zu achten. Alles entwickelt sich, Herr von Velten, aber es kam etwas, das meiner Ansicht nach der Entwicklung gerade unseres Adels hemmend entgegentrat: seine Hoffähigkeit.“

„Richtig!“ rief Velten. „Oben auf dem Gogen, es war an einem sonnendurchflamten Herbsttag, es war in der Zeit, als über die amerikanische Deirats verhandelt wurde, da sprach ich einmal mit dem Fürsten Volko über das gleiche Thema. Ich riet ihm, zurückzulehren auf die Scholle seiner Väter, mein Herz sprach, da ich neben dem Erben stand, und unten dehnte das alte Land der Gotterneggs sich aus. Ich weiß, ich habe damals manches gesagt, was dem Fürsten mißfallen mochte; aber ich bin ehrlich gewesen. Der höfische Dienst erchien mir immer wie ein groteskes Zerrbild der Königstreue unseres Adels. Im höfischen Dienst verlor er seine Männlichkeit — du lieber Gott, er verlor mehr! Daß er den gewalttätigen Gelüsten kleiner und großer Potentaten ein geschmeidiger Lafai wurde, das war das Schlimmste noch nicht. Denken Sie daran, wie tief sich unser Adel erniedrigte selbst einem Napoleon und einem König Jérôme gegenüber, so tief, daß aus seinen eigenen Reihen um jene Zeit das Mahnwort erscholl: bleibt daheim auf euren Gütern und laßt eure Frauen und Töchter nicht an verlotterten Höfen verderben! Ah ja, die Höfe haben viel verschuldet, sie raubten dem Adel das, was lächtig war an ihm, sie erniedrigten ihn zu unterwürfiger Bedientenhaftigkeit, sie leerten seine Kassen — ja, sie enttötlichten ihn. Sicher, es ist anders geworden, und daß es anders wurde, ist nicht zum wenigsten der preussischen Soldatenzucht zu danken; der blaue Mod hat erzueherlich gewirkt, das höfische Drohnenleben aufgehört. Und doch, Herr Graf: viel zu viel Kraft entzieht auch heute noch der Hof unserem Adel. Eine Prätorianergarde soll der Adel dem Throne sein, aber nicht ein Troß von Schranzen.“

Harro nickte. „Gewiß, so ist es, Herr von Velten,“ entgegnete er; „ich teile durchaus Ihre Ansicht, vielleicht in noch schrofferer Form als Sie. Sie haben vor der Welt Ihren Adel abgelegt, aber sie lieben ihn noch mit schwärmendem Herzen. Sie folgten einer harten Notwendigkeit, als Sie sich Ihres Freiherrentitels entäuerten, der Ihnen hindernd war, Ihr tägliches Brot zu suchen. Ich — ja ich würde aus freier Entschlusse auf Titel und Adel verzichten, wenn mich die Rücksicht auf meinen alten Vater nicht bände. Ich bin ein vollendeter Demokrat geworden... ah, lieber Freund, ich sehe, wie Sie zusammenzucken, Sie erschrecken förmlich vor dem gefährlichen Wort! Aber wir sind unter uns. Nur mein Vater zwingt mich noch zu einer zagen Heuchelei; sie ist nicht hübsch, sie ist Mannes unwert, aber ich kann den Alten nicht kränken. Sehen Sie, er ist ein Typus, er steht auf der Grenzschleife zwischen hemmender Tradition und Fortentwicklung, dicht nebeneinander ruhen die Widersprüche

in seiner Seele. So muß es kommen: einen liberalen Adel gibt es nicht; wer in seiner Weltanschauung auf freierem Boden steht und nährt noch immer Reste der Ueberlieferung, der wird zum Dualisten, er wird immer schwanken zwischen Rückwärts und Vorwärts, und kommt er vorwärts, dann ist es ein mühseliges Schreiten wie bei den Springern zu Echternach. Nur zweierlei gibt es, und diese große Scheidung wird kommen, verlassen Sie sich darauf: die Gruppe der alten Feudalen und die demokratische. Jene wird demaleinst der letzte Adel bleiben, und diese wird sich auflösen im Bürgertum...“

Velten hatte sich erhoben. Die Unterhaltung begann ihn lebhafter zu interessieren und noch mehr der, der sie führte. Unwillkürlich glitt sein Blick prüfender über den Grafen, der bewegungslos und lang ausgestreckt in dem niedrigen Sessel lag, im Munde eine große dunkle Havanna, die er dem eigenen Stuhl entnommen hatte. Es war in der Tat merkwürdig, wie sehr dieser junge Herr einem Engländer glich, wie rasch und auffallend er sich dem Wesen des Landes, in dem er lebte, angepaßt hatte. Es lag dies nicht allein in den Keuperlichkeiten der Toilette, auch im Loufall der Sprache, man konnte behaupten, sogar in der Eigenheit des Gesichtsschnittes. Es war ein offenes, freies, sehr sympathisches Gesicht mit klugen Augen und einer schönen Wölbung der Stirn; aber es waren unverkennbar angelsächsische Züge, ein merkwürdiges Spiel individueller Anpassung, und der kleine rötlichblonde, nicht aufgewirbelte, sondern glatt abwärts gebürstete Schnurrbart verstärkte den Eindruck.

Velten war kopfschüttelnd einmal durch das Zimmer geschritten, kopfschüttelnd blieb er vor Harro stehen. „Nein, Herr Graf,“ sagte er, „nein, Herr Graf, ich bin nicht Ihrer Meinung, durchaus nicht. Es hieße der ganzen geschichtlichen Entwicklung unseres Adels spotten, käme es so, wie Sie meinen. Konservativ, liberal, demokratisch — es sind im Grunde genommen nur politische Schlagworte, Eitelkeiten für unsere Parteischablonen; der Odem der Geschichte zerbläst das künstliche Gerüst unseres Fraktionswesens. Die meisten unserer sogenannten freisinnigen Institutionen sind aus der Ständevertretung des alten Adels hervorgegangen, die Keime des modernen Parlaments schlummern in der Verfassung der abligen Ordensverbände, das eigentümliche genossenschaftliche Leben des Burgadels war ein durchaus soziales Gebilde. Erst das neuzeitliche liberale Zeitungsweisen hat diese historischen Tatsachen zu zerstören versucht; es ist eine Fälschung, die freie ständische Gliederung als ein Kastensystem zu bezeichnen. Auch Hutten, der große Reformler, hat sie aufrecht erhalten wollen; so schrieb er an Kaiser Karl, und wenn die Demokratie von heute Hutten als einen der Ihren feiert, so vergißt sie geflissentlich, daß der Freiheitsgedanke erst vom Adel aus in das Bürgertum getragen wurde... Nein, Herr Graf, nicht die Feudalen werden künftighin unsern Adel bilden; es wird zu keiner Scheidung, zu keiner Zerspaltung kommen. Aber der Adel wird wachsen, wenn er mehr als je an seiner Selbsthaftigkeit festhält, die für seinen sozialen Verus eine Notwendigkeit bildet, wenn er sich nicht in unhistorischem Sinne absperrt, sondern seine Burg zu einem Hort der nationalen Freiheit macht — wenn er als verbindendes Bindeglied zwischen oben und unten wirkt: liberal ja — liberal, aber nicht im Geiste unserer modernen Fraktionspolitik, vielmehr von hoher Warte herab und aus großer Seele! Hasten wir nicht am Worte. Lebte Stein heute noch — er hätte sich sicher nicht auf die Seite der Nörgler und Reichsverdrossenen gestellt und sich dennoch liberal genannt...“

Der Graf lächelte. „Ich freue mich über Ihren Feuereifer, Herr von Velten. Aber dennoch: auch Sie gehören zu dem Typus des Zweifelseelensadels, gerade so wie mein Vater. Sie bilden sich Wunder was ein aus dem Liberalismus Ihrer Weltanschauung, und, Liebster, Sie stehen in Wahrheit noch tief im Feudalen. Kommen Sie mir nicht mit der Lehre der Geschichte, sie ist trügerisch. Hutten war ein tollkühner Revolutionär wie Florian Geyer, und Stein, dem unser öder politischer Freisinn Kränze flücht, war so befangen vom Geiste der Vergangenheit, daß er in seiner vielgerühmten Reform des Adels für besondere Standesgerichte plädierte. Alles Geschichtliche ist Vergangenheit, alles Vergangene ist tot, ist Verwesungsprodukt. Jedes neue Geschlecht hat auch neu zu bauen, und es ist nie gut, wenn man morsch gewordene Fundamente benützt. Sie singen der Selbsthaftigkeit

unseres Weils ein Preislieb, Herr von Velten; Sie sind also ein Verteidiger der Fideikomnisse, der ungerechten Verteilung des Erbes unserer Väter. Wo bleibt da der historische Blick? Er hätte Sie belehren müssen, daß die Bindung des Besitzes nur eine Förderung des adligen Proletariats bedeutet."

(Fortsetzung folgt.)

Alfred Rethel.

Am seinem 100. Geburtstag, 15. Mai.

Es ist mehr als die übliche Subjektivität, wenn das deutsche Volk gerade in dieser Zeit des 100. Geburtstages Alfred Rethels gedenkt: besteht doch heut unter Forschern und Kennern völlige Einstimmigkeit darüber, daß Deutschland in ihm den größten Geschichtsmaler besitzt, den seine Kunst im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. Doppelt ergreifend gestaltet sich die Betrachtung seines Lebens, weil es so hell und glänzend begonnen und so tragisch geendet hat. Rethel, bekanntlich ein Sohn der alten Kaiserstadt Aachen, war ein Wunderkind, dessen Begabung sich früh unwidersprechlich bekundete, der noch als ein halber Knabe in der Düsseldorfer Akademie Aufnahme fand und dort durch Talent, Geist und persönliche Anmut alles bezauberte. Er war erst 16 Jahre alt, als er in seinem ersten Delgemälde, einem heiligen Bonifacius, einem unzweideutigen Beweis seiner künstlerischen Originalität gab. Wie die ganze Düsseldorfer Kunst, so war auch dieser Sohn der Rheinlande im Bannkreise der Romantik aufgewachsen, allein sehr bald wurde es deutlich, daß er von der herrschenden Richtung der Düsseldorfer Schule immer scharfer abzuweichen begann. Die Schadow-Schule fiel gerade damals immer mehr der Süßlichkeit anheim und erwarbte in einem sich immer wiederholenden Mechanismus romantischer Geschichtsmalerei. Der junge Rethel war aber eine durchaus männliche Natur, die das Kraftvolle, ja selbst das Herbe suchte und bevorzugte, und lebendige Beobachtung und Uebung hielten ihn in einer unigen Nüchternheit mit der Natur, die ihn vor dem tödlichen Schema bewahrte. So war es ganz natürlich, daß er zu den Jungen der "Secession" gehörte, die im Jahre 1836 der rheinischen Kunststadt Aachen folgten. Er wandte sich damals nach Frankfurt a. M., wo er sich an Philipp Veit anschloß. In Frankfurt hat eine Reihe seiner bedeutendsten Werke ihren Ursprung genommen. Hier malte er den Kaisersaal mit den charaktervollsten Figuren der deutschen Kaiser aus; hier entwarf er den großartigen Bauplan der deutschen Kaiser aus; hier erhielt er endlich im Jahre 1840 den hehrersehnten Auftrag zur Ausmalung des Aachener Rathensaales, der freilich erst nach sechs Jahren zur Ausführung kommen konnte. Es waren Jahre heftiger Erwartung, anreibender Kämpfe, vielfältiger Enttäuschungen, die das zarte Nervensthem des feinfeligeren Künstlers zweifellos tief erschütterten haben; und als er dann wirklich — mit welcher Begeisterung und Hingabe! — die Aachener Fresken fertigstellte, da erneuerten sich die Kämpfe, da stieß sein süßes Wollen und Sehen überall auf den Mißverständnis und Unverständnis der Spießbürgerei und des Bananentums. Rethels Aachener Werk ist unvollendet geblieben und von kleiner Hand fortgesetzt worden; den Meißler aber erlief schon nach wenigen Jahren, während er mit der geliebten, endlich erlangenen Frau Italien bereiste, das furchtbare Geschick geistiger Ummachtung, der er dann 1859, nach wenigen Jahren hoffnungslosen Siechtums, erlegen ist.

Was Rethel als monumentalen Geschichtsmaler so hoch über die Vielen emporhebt, die vor ihm und nach ihm ähnliche Motive behandelt haben, das ist zunächst und vor allem die Kraft, mit der er Ereignisse der Vergangenheit als unmittelbar gegenwärtig empfand und schildert. Er stellt keine theatralischen Geschichtsszenen, malt keine Trachtenbilder oder Panoramen, sondern steht mitten in den großen Ereignissen drin, die er schildert, durchlebt sie selbst aufs innerlichste mit. In Oros III. Besuche im Grabe Karls ist dies Mitleben zu hoher Genialität gesteigert. Zugleich aber verstand Rethel das einmalige geschichtliche Geschehen in den Kreis des Typischen zu erheben, das Besondere zum allgemein Menschlichen auszugestalten und dadurch im weitesten Maße darstellungsfähig zu machen. So erklärt sich leicht die Fülle natürlicher und wirkungsvoller Motive und Darstellungsmittel, über die seine rastlose und reiche Phantasie bei der Behandlung geschichtlicher Szenen gebot. Als den Gipfel seiner Leistungen auf diesem Gebiete darf man den heute zum künstlerischen Hausschatz des deutschen Volkes gehörigen „Totentanz“ anreihen, der jedenfalls unter den Eindrücken der Jahre 1848/49 entstanden ist, obwohl es zweifelhaft bleibt, ob die Revolution selbst oder später ihr läuglicher Ausgang seine Phantasie entscheidend angeregt hat. Das uralt-deutsche Totentanzmotiv ist hier mit dem sichern Zutritte des Genies auf die unmittelbare Gegenwart übertragen. Zeitgenössisches Geschehen ist gleichsam spielend in große geschichtliche Perspektive gerückt; die Ereignisse sind uns erschreckend nah und doch stehen sie in jener Ferne, die die Wirkung künstlerischer Objektivierung ist. Kein Schweden bleibt uns erspart, aber eine ernste Weisheit löst das Furchtbare auf und schmilzt das Zeitliche ins Zeitlos-Ewige ein. Daß der Schöpfer dieses Werkes wenige Jahre später zum hilflosen Krüden werden mußte, das müssen wir noch heute als einen der schwersten Schläge bezichtigen, der die moderne Kunst hat treffen können.

Zwei Krieger.

Junges Grün und weiße Blüten
Kränkeln sich ums Törfchen wieder,
Auf dem Farbenmeer der Frische
Sprudeln helle Frühlingslieder.

Herrlich wie der junge Morgen
Geht ein Mädchen durch die Saaten,
Auf der Schulter wiegt im Schritte
Glitzernd sie den blanken Spaten.

Und in ihrem Herzen wogen
Die Gedanken um den einen,
Dem dieselben Sonnenstrahlen
Hell auf blanke Waffen scheinen.

Born im drabtbewehrten Graben
Wird er nach dem Feinde spähen,
Doch sein Herz wird Schleichpatrouille
Der zur lieben Heimat gehen.

Für dein Volk nimmst du die Waffen,
Kriegerpaar, beim Morgengrauen —
Mögest du im Saug des Reiches
Glücklich einst dein Hättchen bauen!

Großen-Linden.

F. D. G.

Vermischtes.

* Der verbotene Bart in der englischen Armee. Die verheirateten Männer in England sind wirklich zu bedauern. Zuerst wurde ihnen von Asquith versprochen, daß sie überhaupt nicht zu dienen brauchten, was nicht wenig Junggefallen zur Aufgabe ihrer bisherigen freien Lebensweise veranlaßte. Dann schwor der Rekrutierungslord Derby hoch und heilig, daß die Verheirateten wohl auch herangezogen werden könnten, doch nicht vor der Einziehung sämtlicher ledigen militärschlichtigen Leute. Schließlich aber ging auch dieser schöne Traum dahin, und die Verheirateten müssen sich nun bequemen, das von ihnen nicht gerade angeführte Risiko anzugehen. Doch damit sind die Schrecken noch nicht beendet, und wer glaubte, daß die Skala der trübseligen Uebertragungen erschöpft sei, mußte bald seinen Irrtum erkennen. Die neueste Verordnung besagt nämlich, daß es nicht genügt, in die Armee einzutreten, sondern daß man nebst so vielen anderen den etwaigen Bart, den man besitzt, zu rasieren hat. Dieser letzte Schlag hat ein wildes Aufschäumen des Jorns in den Reihen der Verheirateten hervorgerufen. Denn wie, so fragt der auf seinen Bart stolze Londoner Chemann, werden die Gefühle meiner Frau mir gegenüber sich gestalten, wenn sie mich, den sie seit der Verlobungszeit immer mit Bart geliebt hat, plötzlich durch das Rasiermesser so völlig verändert erblickt? Wer garantiert mir dafür, daß sie mir unter solchen neuen Bedingungen ihre Liebe bewahrt? Auch auf diese Fragen, wie auf so viele andere, weiß die Regierung keine Antwort zu geben, und so werden die Verheirateten sich ungetröstet in ihr barlosiges Dasein fügen müssen.

* Die Schmerzen der englischen Automobile. Ueber die finanzielle Krise, die der Krieg in gewissen Bevölkerungsschichten Englands hervorgerufen hat, unterrichtet eine sehr bemerkenswerte Tatsache: man kann jetzt in England für Spottpreise Automobile haben. So und so viele Leute, die sich früher selbstverständlich den Luxus leisten konnten, sind heute nicht mehr in der Lage dazu, um so mehr, da die ungeheure Verteuerung der notwendigen Betriebsstoffe und des Bedienungspersonals sehr stark ins Gewicht fällt. Diejenigen, die am Kriege sehr viel Geld verdient haben, sind zum größten Teile Leute, die schon vor dem Kriege ein schönes Teilchen Geld im Trocknen und daher ihr Automobil hatten. Aus englischen Fachzeitschriften ersieht man die niedrigen Summen, die heute gelegentlich für Automobile besser und leistungsfähigster Marken gezahlt werden, selbst wenn die Automobile nur ganz kurze Zeit im Gebrauch waren. Für 1000—2000 Mk. kann man schon sehr hübsche und gute Wagen erhalten. In englischen Sport- und Industriezeitschriften hat man schon vor längerer Zeit Beratungen darüber gepflogen, wie man Maßnahmen treffen könnte, um diese Verschleuderung teurer Automobile auszuhalten. Aber sie scheint wirklich unaushaltbar zu sein.

* Die Blumenkohl-Pflanzmaschine. Nur wenige Leute denken beim Verzehren des beliebten Blumenkohls an die mühselige Arbeit, die zur Zucht dieser nützlichen Pflanze erforderlich ist. Tatsächlich weiß jeder Landmann, daß der Blumenkohl zwar einerseits sehr widerstandsfähig und zah ist, andererseits aber auch ziemlich viel Ansprüche stellt und große Sorgfalt verlangt. Da die Blumenkohlpflanzen in möglichst genauen Abständen und mit großer Aufmerksamkeit eingeseht werden müssen, gehört diese Arbeit zu der man sich meist des Sechsholzes bedient, zu den wichtigsten in der ganzen Blumenkohlkultur. Darum wird man in den interessierten Kreisen mit Recht die Aufmerksamkeit einem Apparat zuwenden, der das Anpflanzen des Blumenkohls wesentlich erleichtert und beschleunigt. Es handelt sich um eine sog. Blumenkohlpflanzmaschine, deren man sich in Amerika, ganz besonders auf Long Island und in Buffalo bedient. Die von zwei Pferden gezogene

Blumenkohlplantzmaschine, deren Konstruktion ebenso sinnreich wie primitiv ist, besteht nach einer Schilderung von M. Menjes in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse in der Hauptsache aus einem Wasserkrug, das auf einer zweirädrigen Wagenachse befestigt ist. Hinter dem Krug sind sehr tief am Boden zwei Sitze für die Pflanze angebracht, die die Pflanzen bündelweise auf ihrem Schoß bereit halten. Die Maschine wird im Schritt vorwärts bewegt, und währenddessen gräbt der unter dem Krug sitzende Pflanzler eine Furche in das Erdbreich. Ein gezahntes Rad schlägt nach je zwei Fuß Entfernung an, im selben Augenblick hält der Pflanzler die Blumenkohlplantze in die Furche, das schräg gestellte Krug spendet automatisch Wasser, und zwei hinter dem Krug befestigte Gewichte drücken die Pflanze ein und schließen die Furche wieder. Hierdurch werden die Entfernungen zwischen den Pflanzen völlig regelmäßig, und die Saat ist besonders lebensfähig. Die Blumenkohlplantzmaschine steigert also die Aussichten auf die Güte der Ernte und macht zu gleicher Zeit die Arbeit einfacher und weniger anstrengend.

Büchertisch.

- Hans Gildebrandt: Krieg und Kunst. Mit 40 Abbildungen zeitgenössischer Kunstwerke. Gehftet 10 Mk., gebunden 12 Mk. München, R. Piper & Co. Verlag. - Vorlesungen, die der Verfasser im Wintersemester 1914/15 an der Technischen Hochschule Stuttgart gehalten hat, geben die Veranlassung zur Niederschrift dieses Buches, das den aktuellen Fragen, wie der Weltkrieg auf die zeitgenössische Kunst einwirken muß, nachgehen und zugleich einführen will in die Beziehungen zweier einander scheinbar so wesensfremder Welten. Diese Zusammenhänge sind weit vielfältiger, als man auf den ersten Blick vermutet, und verdienen weit mehr Beachtung als man ihnen bisher geschenkt hat. Den Ausgang der Untersuchung bildet das Verhältnis des schaffenden Künstlers zu den Erscheinungen des Krieges. Den unmittelbaren, sofort spürbar werdenden Wirkungen des Krieges - den künstlerisch-zerstörenden und künstlerisierenden - widmet sich der erste Teil. Der zweite klärt über die verwickelteren, aber viel nachhaltigeren mittelbaren Beziehungen auf. Einflüsse historischer Kriege auf die Kunstentwicklung, die oft erst nach Jahrhunderten sich geltend machen, werden nachgewiesen. Wichtig vor allem ist die Feststellung, daß über die Rückwirkung auf die Kunst der streitenden Völker nicht das politische Ergebnis des Kampfes, sondern ihr künstlerisches Kräfteverhältnis entscheidet. Untersuchungen über die starken Einflüsse, die von der bloßen Tatsache, daß es Kriege gibt, auf die Kunst überströmen, schließen sich an: die Wirkungen auf den Städtebau - die Anregungen, die Maler und Plastiker durch Kampf und Kampfrüstung empfangen - der Anteil des Kunstgewerbes an der Waffe werden in großen Zügen behandelt. Den Abschluß des zweiten Teiles bildet der Nachweis der schweren wirtschaftlichen Nachteile, die für die Kunst aus der Notwendigkeit erwachsen, daß jede Nation jederzeit zum Kriege gerüstet sein muß. Breiter durfte der letzte, aktuelle Teil behandelt werden, der sich mit den Einwirkungen des Weltkrieges auf die Kunst unserer Tage befaßt. Nach einer scharfen Kritik der kulturellen und künstlerischen Zustände vor Ausbruch des Krieges wird ein Ueberblick über die bisher erzeugten Kunstschöpfungen gewährt. Abbildungen nach meist unveröffentlichten Werken moderner Künstler - wir nennen nur Namen wie Barlach, Beckmann, Derain, Gulbranson, Heine, Dettner, Jol. Hoffmann, Klemm, Rubin, Liebermann, Macke, Reinhardt, Scharff, Sedendorf, Unold, Weissgerber - unterstreichen die Wichtigkeit dieses Abschnitts. Das Buch klingt aus in der Erkenntnis, daß die künftige Führung der europäischen Kunst aller Voraussicht nach der deutschen Nation zusteht, weil ihr allein schon vor dem Kriege eine aus dem heutigen Fühlen erwachsene Baukunst zu eigen war, und weil eine künstlerische Gesamtkultur nur unter der Leitung einer wahrhaft zeitgemäßen Architektur sich entfalten kann.

- Die neueste Nummer des "Wieland", Nr. 1 des II. Jahrgangs, bringt ein Titelbild von Emil Orlik, ein interessantes allegorisches Doppelblatt "Die Kolonien" von Bruno Paul, eine politische Karikatur von Schilling. Zu dem Gedicht "Die Rose" von Erica Rheinisch zeichnete Werner Schmidt eine Illustration. Ferner bringt die Nummer 9 Theaterfiguren von Ernst Stern, meistens zu Aufführungen der Reinhardtschen Bühnen ("Der blaue Vogel", "Die deutschen Kleinstädter", "Der eingebildete Kranke", etc.), zu denen Edgar von Schmidt-Pauli eine Plauderei geschrieben hat. Außerdem bringt der literarische Teil als folgende Beiträge die Skizzen: "Wenn der Kuckuck ruft" von Johann Bojer, deutsch von Else v. Hollander, "Von Erde zu Erde" von Georg Dirksfeld, ein Gedicht von César Fleischlen, und Artikel von Wilhelm Bode, Lotte v. Mendelssohn-Bartholdy und Holde Kurz, Wollen etc. Preis des reichhaltigen Heftes M. 1.

- Stromübergang. Dramatisches Gedicht von Rudolf Herzog. I.-10. Laufend. In seinem Pappband M. 1.-. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart und Berlin. Rudolf Herzog, dessen offenes Auge und offenes Herz seit Kriegsbeginn an allen Fronten Bild um Bild aufgenommen haben, bietet in dieser dramatischen Dichtung eine Szenenfolge, die im besten Sinne - das heißt im Stil und in der inneren Form, ohne jede

Nachahmung - an "Wallenstein Lager" erinnert. Dieser Ernst und drastische Konflikt sind glücklich gemischt, ein lebhafter dramatischer Schwung verspricht einen starken Erfolg auch auf den Bühnen, und daß das Ganze erfüllt ist von vaterländischer Begeisterung, versteht sich bei diesem deutschen Dichter von selbst.

- Grundriß der Musikwissenschaft. Von Professor Dr. phil. et mus. H. Riemann. 2. verbesserte und verbesserte Auflage. 169 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 34.) In Leinenband M. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

- Wie unsere Feinde nichts gelingen wollten. Herausgegeben von Ernst Walter. 1. Teil: Franzosen und Belgier, Engländer. Preis 1,80 Mk. Verlag A. Mehlforn, Berlin-Charlottenburg. - Die Schrift bringt in fesselnden Ausführungen ein Bild der Pläne, Hoffnungen, Erwartungen und Enttäuschungen unserer Feinde auf militärischem, politischem und wirtschaftlichem Gebiet. Sie sollte in jedem deutschen Hause Eingang finden, besonders in dieser Zeit des Mangels und der Sorgen, wo immer wieder neue Gefahren auftauchen, wo nur zu oft Zweifel und Verzweiflung sich einzuschleichen suchen. Auch dem Zweifler und dem Zagenen wird auf Grund der Tatsachen das Vertrauen wiederkehren. Das lehrreiche Kriegsbuch wird zufolge der anschaulichen Darstellung des Mißlingens der Vorhaben und Anschläge unserer Feinde jedermann herzerfrischende Stunden und Freude bereiten.

- Charakterbildung. Von Prof. Dr. Th. Eisenhans. 2. verbesserte und vermehrte Auflage. 144 Seiten. (Wissenschaft und Bildung, Bd. 32.) In Leinenband M. 1.25. Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig.

- Kronen-Bücher, Band 24: "Mutter Bertha". Roman von Wilh. Hegeler. Preis 1 Mark. (Kronen-Verlag G. m. b. H., Berlin SW. 68).

- Die italienische Kinderstube. In Heft 75 der Zeitschrift "Der Völkerring" (Herausgeber Dr. C. G. Baer, Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart; jedes Heft 30 Pfg.), bringt u. a. spannende Schilderungen der zahlreichen See- und Luftkämpfe des österreichisch-italienischen Krieges. In Heft 76 wird das Thema: "Italien und der Vatikan während der ersten Kriegsmomente" u. a. mit einer gründlichen Darstellung der Ereignisse in Libyen fortgesetzt. Das dann beginnende Kapitel "Der türkische Krieg" bringt eine vorzügliche sachmännliche Darstellung der Dardanellenverteidigung, auch für den Laien von größtem Interesse. In der ergreifenden Skizze eines türkischen Dichters "Der Weintraubenverkäufer" wird uns das türkische Volk und sein Schicksal in glänzender dichterischer Konzentration vorgeführt.

- Der Harzklub hat auch in diesem Jahre seine allseits bekannte Harzklub-Routenkarte im 28. Jahrgang erscheinen lassen. Preis mit Porto 35 Pfg. Auf der Rückseite findet der Wanderer die neuen Sommer-Fahrpläne aller Harz-Bahnen, der in keinem Kurbuch stehenden Automobil-Omnibus-Linien und die Zusammenstellung der Sonntagsarten nach dem Harz.

- Das neue Würfel-Tänzer-Spiel, ein neues Unterhaltungsmittel für den Schützengraben, für Lazarett und Dabeim. In hübsch ausgestatteter Pappschachtel, Preis 60 Pfg., für Liebesgaben ins Feld 6 Stück für 3 Mk., 10 Stück für 4,80 Mk. Verlag von August Veil, Stuttgart. Der Tänzer trägt auf seinen 8 Seitenflächen die Symbole der kriegsführenden Staaten. Wir finden da den stark zerzausten gallischen Hahn, den stolzen deutschen Aar, den sehr verstimmt schottischen Hochländer, den sieggetrübten österreichischen Motor-Mörser, den verwundeten russischen Bären, die liebliche bulgarische Rose, Herrn Cadornas Regenschirm und den türkischen Halbmond mit Stern, alles in seinem lithographischem Farbendruck dargestellt. Das unterhaltende Spiel hat den Vorzug, daß es bequem in der Tasche mitgetragen, sowie an jedem Ort, zu jeder Zeit und bei den einfachsten Verhältnissen unter Teilnahme einer beliebigen Spielerzahl getrieben werden kann.

Kreuzrätsel.

In die Felder nebenstehender Figur sind die Buchstaben

```

a a a a a c c d e e e e e e e
e e e h i l l l n n n n n n n n
o o s t t t t t t

```

derart einzutragen, daß die senkrechten und wagerechten Reihen gleichlautend folgendes ergeben:

1. Einen Baum.
2. Teil von Affen.
3. Eine Bewürzplanze.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Königsprozession in voriger Nummer:
 Sie stirbt ein großer menschlicher Gedanke,
 Wie tief ihn auch des Lebens Buß begräbt,
 Stets kann er brechen seines Lebens Schranke,
 Wenn er nur noch in einer Seele lebt. Raupach.